

Neue Schweizer Prosa

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Neue Schweizer Prosa I.

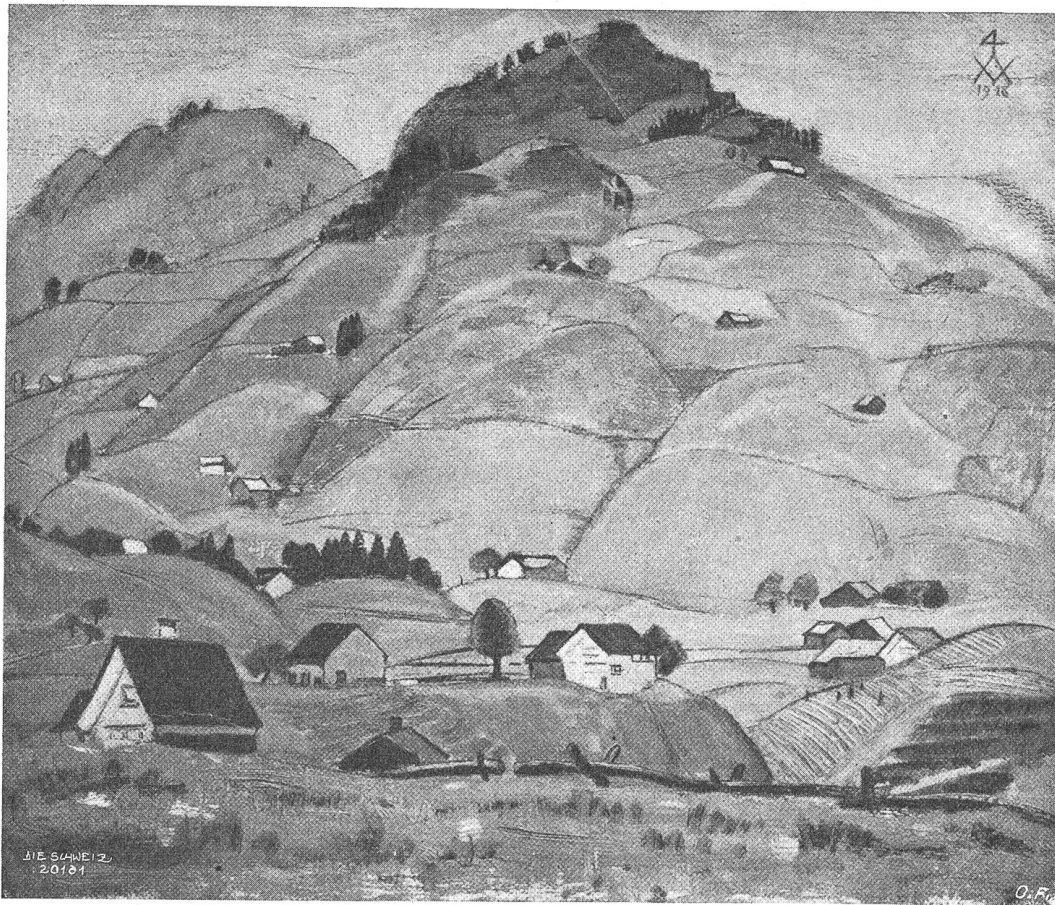
Tiefe, eigenartige Umwälzungen in der Weltanschauung haben sich seit der Jahrhundertwende allmählich vorbereitet; es scheint, als ob das graufige Erleben dieses Weltkrieges sie beschleunigt hätte und als ob auch hier auf dem Boden der Geisteskultur die große Mutation vor sich ginge, die — vielleicht — in der Entwicklung der Menschheit (oder zur Menschheit?) einen Schritt vorwärts führt. Daß die Literatur wie die Kunst im allgemeinen davon nicht unberührt bleiben konnte, versteht sich von selbst, und da die materialistisch-physische Ära über den Realismus zum Naturalismus führte und im Impressionismus ihren eigenartigen Ausdruck fand, kann die reine Sinnenkunst, die reale Wirklichkeit, die mit geschärftem Auge und Ohr in all ihrer Differenziertheit zur Darstellung kam, heute dem jungen Künstler nicht mehr genügen. Denn ein Neues ist im Werden; täuschen wir uns nicht. Die kommende Generation sucht tastend einen Ausweg aus dem engen Käfig der Welt, die wir sinnlich begreifen, die der logische Verstand aus den physischen Tatsachen zu folgern vermochte, und die Mächte, die von jenseits der Schwelle des Bewußtseins auf unser Seelenleben, unsern Willen, unsere Lebensart einwirken, die nicht mit dem Auge wahrnehmbar sind, spielen im Werk der Jugend eine Rolle von fast ausschlaggebender Bedeutung. Hinaus aus der Zerrissenheit, aus der Negation des Außersinnlichen, aus dem bloß interessanten Einzelfall sucht sie den Weg zum All, zu einem Kosmos; sie richtet den Blick aufs Allgemeine und Gemeinsame, und das Herz, das Gefühl, das zu kurz kam, will wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Instinkt und Intuition, Ausdruck, nicht nur Eindruck, Ausdruck dessen, was die Seele erfüllt, was im Innern, anatomisch nicht feststellbar, wirkt und nach schöpferischem Aufbau strebt — das sind die zum Teil noch nicht völlig abgeklärten Grundlagen und Ziele, die wir feststellen können. Vielleicht ließe sich das auch so sagen: Die Sinnenkunst strebte nach extensiver Darstellung der Welt in all ihrer Vielgestaltigkeit und Uneinheitlichkeit, wie sie sich der sinnlichen Wahrnehmung darbietet; die neuere Richtung neigt nach dem Ausdruck intensiver Darstellung des Lebens und sucht das Vielerlei auf einen Nenner zu ordnen, sucht einzudringen in den Kern des tätigen Lebens und gerät über das Physische hinaus in die nebelhaften Bezirke unbewußter Seelenregungen, die nicht mit dem Verstand allein erfasst werden.

So fehlt es nicht an tiefen, uns Aeltere zum Teil fremd anmutenden Darstellungen innerer Erlebnisse, an scheinbaren Gedanken-
sprüngen, an gefühlsmäßigen Unklarheiten.

Aber eines ist sicher: es scheint ein Läuterungsprozeß zu sein, eine Loslösung vom Ich mit seinem primitiv-sinnlichen Erleben, ein Streben nach ethischem Pathos, nach einem allverbindenden Gefühl, nach Altruismus und Nächstenliebe, nach Harmonie und Einheit, nach Brüderlichkeit. Vielleicht ließe sich dies rein verstandesmäßig als eine Erweiterung des Egoismus auf die Art, zum Kollektivegoismus, erklären; vielleicht ist die ekstatische Sehnsucht nach der Liebe bloß der gefühlsmäßige Ausdruck des angeborenen Gesellschaftstriebes der Menschen, die zu ahnen beginnen, daß füreinander leben vernünftiger ist als gegeneinander leben, daß im Wohle der Gesamtheit auch das des Ich mit eingeschlossen ist, daß somit Einordnung in den Kosmos nichts anderes bedeutet als Selbsterlösung von einer Not, in die wir durch die Differenzierung und die Vereinzelnung in der Sonderexistenz in Kunst und Leben durch den Materialismus geraten sind.

Daß diese Flucht aus der physischen Realität bis ins Reich der Mystik gelangen kann, wissen wir aus den Werken Albert Steffens, dieses eigenartigen und in seiner Bedeutung noch immer nicht nach Gebühr geschätzten Dichters und Träumers. Sein letztes Buch „Sibylla Mariana“*) beweist es aufs neue, ein Werk, das uns die Selbsterziehung eines Freundeskreises vor Augen führt, starke, pädagogische Züge aufweist und das innerste Wesen der Volksseelen in einzelnen Typen darzustellen sucht. Zweifellos ein Werk von hoher ethischer Bedeutung, zweifellos von starker persönlicher Farbe, und das Motiv der sozialen gegenseitigen liebenden Hilfe, des Gedankens „Einer für alle, alle für einen“, wird mit großer Eindringlichkeit darin gestaltet. Und doch — restlos ist die Befriedigung nicht, die uns das Buch hinterläßt. Es bewegt sich in Höhen, zu denen der gewöhnliche Leser nur schwer sich zu erheben vermag. Die Visionen, in die sich das innere Erleben der Personen auflöst, muten bei aller Gestaltungskraft des Verfassers doch fremd und seltsam an, sie stehen zu den der Wirklichkeit mit scharfem Blick nachgezeichneten äußern Dingen in einem Mißklang, über den ich wenigstens nicht ganz hinwegkam. Vier Freunde, ein Russe, ein Deutscher, ein Engländer, ein Italiener, finden sich als Lehrer an einem Erziehungsinstitut in der Schweiz zusammen, dessen Leiterin eine jener „Eingeweihten“ ist, die Denken und Fühlen in Einklang miteinander gebracht und das Prinzip des liebenden Verstehens sich voll zu eigen gemacht hat. Alles Erleben dieser Personen führt zu einer Er-

*) Berlin, S. Fischer, 1918.



Sebastian Oesch, St. Gallen.

Himmelberg bei Appenzell (1918).

kenntnis, zur Erkenntnis von der Erlösung der Menschheit durch die Liebe, und wie sich der kommende Weltkrieg in den verschiedenen Temperamenten äußert, wie die Freunde schließlich das Letzte, den Tod, erleben, das gehört zu den, fast möchte ich sagen, genialen Neuerungen der Kunst dieses seltsamen Mystikers und Dichters, der uns auch da zu ergreifen vermag, wo wir das Gefühl haben, er schreibe nicht für die Allgemeinheit, sondern für die Leute, die sich zu Füßen des zweifellos eigenartigsten Lehrers einer neuen mystischen Weltanschauung, des Meisters von Dornach, gläubig zu versammeln pflegen. Vielleicht fehlen der Sprache noch die Ausdrucksmöglichkeiten, dieses innere Schauen und Erleben restlos auszudrücken, vielleicht fehlen uns die Organe, uns in jener Welt, die hinter der sichtbaren Welt sich birgt, zurechtzufinden. Und doch — dieser Roman gehört zu denen, die gelesen zu werden verdienen, er ist die Äußerung einer Persönlichkeit, die eigene Wege zur Lösung der Probleme des Lebens sucht, eine Stimme, die der Sehnsucht unserer Zeit Ausdruck verleiht, der Sehnsucht nach Verbrüderung der Menschen, nach einer besseren und glücklicheren Zukunft. Und

der ihn schrieb, ist ein Dichter von hohem Persönlichkeitsgehalt, der tiefen Menschheitsfragen nicht aus dem Wege geht, mag dem nicht zur Gesellschaft der Esoteriker gehörenden Leser auch manches fremdartig und phantastisch erscheinen.

Was ich bei Steffen bemerkte, trifft in noch höherem Maße bei einem offenbaren Schüler dieses Meisters zu; bei Ernst Uehli, deshalb nämlich, weil dieser sichtlich begabte Schriftsteller die hohe Fähigkeit der dichterischen Gestaltung seines Vorbildes noch nicht erreicht hat. Ist es dem Nichtkenner der Schriften und Lehren Dr. Rudolf Steiners schon schwer, in die hohen Gefilde, wo Steffens Lucia weilt, zu folgen und die immerhin plastisch gestalteten Visionen dieser jedes Feindschaftsgefühls baren Idealgestalt einigermaßen zu verstehen, so wird es bei Uehlis Roman „Ein Sohn des Schicksals“*) stellenweise fast unmöglich, die nur im Reich der Seele sich abspielenden mystisch-rätselhaften Vorgänge zu erfassen, die uns da erzählt werden. Gewiß auch hier ist der ethische Gehalt klar; es handelt sich um jene von allen Haß- und Feindschaftsgefühlen reine Sinnahme

*) München, Hans Sachs-Verlag, 1918.

des Schicksals, die keine Schuld anerkennt, weil die Veröhnung mit dem Schicksal die Schuld auf sich nimmt und der Weg ist, schicksalerkennend, ja schicksalübend im allgemein gültigen Sinne zu werden. Aber — das Buch überzeugt vielleicht die Gläubigen, die Eingeweihten. Der Außenstehende steht vor unaßlichen Symbolen, und es dürfte schwer für ihn sein, das Buch zu Ende zu lesen. Dieser Georg Fels, der als Zollbeamter so seltsame Erlebnisse hat, macht eine mystische Entwicklung durch. Entweder läßt sich diese Entwicklung mit den Mitteln der Sprache nicht darstellen, oder der Dichter hat an seine Gestaltungskraft zu hohe Ansprüche gestellt — oder er hat sein Werk nur für einen engen Kreis Auserwählter geschrieben, die fühlen und denken wie er. Jedenfalls aber erscheint uns dieser Fels als Schemen, als Uebermensch in dem Sinne, daß ihm das, was wir bisher das Allgemeinmenschliche nannten, fehlt, daß er, ein Ideal nach des Dichters Sinn, welt- und erdenfern seinen Weg wandelt und nur zuweilen daran erinnert, daß er Blut von unserm Blute sein soll. In Steffens Schaffen bleibt immerhin noch der Erdenrest, Saiten erklingen in uns, die er anschlägt, und die allgemein menschheitliche Idee leuchtet uns mit schweßerlichen Augen entgegen — mag auch da und dort manches mehr aus der Idee als aus dem Leben geboren scheinen. Er ist plastischer, anschaulicher als der jüngere Uehli, klarer auch in den Zielen, die er anstrebt, und gestaltungskräftiger, schöpferischer als Dichter.

Doch kehren wir aus der Welt der Mystik zurück auf die Erde und erinnern wir uns kurz jener reizenden und feinen „Umbrischen Reise-geschichte“, welche die „Schweiz“ seinerzeit ihren Lesern bot**). Wer erinnerte sich nicht mit herzlichem Vergnügen dieser poesiedurchleuchteten kleinen Erlebnisse, Hiftörchen, Stimmungsbildchen, die Heinrich Federer in Italien gepflückt hat? Ich wette, kein Leser der „Schweiz“ hat sie vergessen! Wir kennen ja Federer, diesen trefflichen Darsteller des Lebens in Obwalden, seiner engeren Heimat, diesen Dichter katholischer Weltanschauung, der doch in erster Linie so sehr Dichter ist und eine so festgefügte Weltanschauung hat, daß der schlimmste „Rezer“ ihm Achtung zollt. Denn er kennt das Menschenherz, hat einen Blick für das, was die Leute von diesen und jenen Anlagen tun müssen, daß er um seiner Weltanschauung willen keinem einzigen den allgemein

menschlichen, echten Charakter nimmt, daß er uns zwingt, mitzuerleben, was seine Helden und Heldinnen aus innerer Notwendigkeit erleben müssen. Und seine Sprache! Sie schmiegt sich dem, was er erzählt, so weich und geschmeidig an, daß ein eigener innerer Wohlklang davon ausgeht. Und wie hat er sich hier in diesen Geschichtlein aus Umbrien in die Volksseele einzufühlen vermocht! Wie schildert er in der Titelskizze „In Franzens Poetentube“ des einen Bändchens — meinetwegen einem bloßen Feuilleton — die Wildnis, wo der Heilige von Assisi das „Alleinsein mit der Seele“ genöß, wie versteht er diesen Mann, diesen wunderbaren „genialen Kulturmenschen“. Halt, da haben wir eben gerade das, nur etwas weniger modern ausgedrückt, was in der neuen Bewegung der Literatur als Merkmal erwähnt wurde: Liebe, Liebe zu allem, was lebt und atmet. Wir finden den schönen Glauben an den „Tag der Brüderschaft“, der, „so wahr der Morgen stärker als der Abend, das Herz besser als der Verstand ist,“ einmal kommen müsse. Und wie weiß er „Deutsch und Latein“ feinfühlig zu interpretieren, grad als hätte er beide, die germanische und die romanische Seele in seiner Brust. Wie kennt er auch die Schattenseiten der ihm so lieben Frau Italien, „die ihrer Kinder noch nie recht froh werden konnte,“ wie er in der kurzen Skizze „Nach Amerika“ sagt. Aber zu wahrer Größe erhebt sich sein Können in der wahrhaft erschütternden Titelnovelle von Papst Coelestin V. in „Gebt mir meine Wildnis wieder!“ Kürzer als das kunstvollendete Meisterwerklein „Sisto e Sesto“, das ich vor ein paar Jahren hier anzeigen durfte, ist diese historische Erzählung in ihrer Form und der Kraft des Mitempfindens und tiefen Verstehens des Leidens einer weltfremden, in der Freiheit der Wildnis alt gewordenen Menschenseele wahrlich nicht geringer an Wert, nicht ärmer an Feinheiten, an echter Menschlichkeit. Und das entzückende kleine Erlebnis vom „Zahnweh der kleinen Agna!“ Federer hat bei ernststen und heitern Erzählungen und Skizzen immer einen feinen Humor zur Hand; er liegt weniger in dem, was er sagt, als wie er es sagt; er hat soviel verstehende Güte an sich, wie der echte Humor, der nicht in Wiß oder Satire ausartet, nur haben kann, und wie reizvoll lächelt uns diese Himmelsgabe aus der allerliebsten kleinen Episode an! Und Federers Phantasie ist unerschöpflich — auch hier im kleinen — wie anderswo im großen! Ich rate gar sehr, diese zwei Büchlein lesen zu wollen; sie gehören mit zum Lieblingsten, was aus „Federers Poetentube“ kam.

(Fortsetzung S. 634).

*) Vgl. „Die Schweiz“ XVIII 1914, 75 ff. 99 ff. 2c. Sie erschienen in der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. Br. als zwei Bändchen: „Gebt mir meine Wildnis wieder!“ und „In Franzens Poetentube“.